

Nr. 238. Bromberg, den 18. Oktober. 1934

Der Tiger vom Mercato.

Ein Roman aus dem dunkelsten Neapel.

Von **Hans Possendorf.**

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Was an mir liegt, tue ich schon sowieso," erwiderte Raffaele kühl. „Aber an der Ecke von der Chiaja und dem Toledo, wo das Geschäft am besten blüht, darf ich mich heute nicht schon wieder sehen lassen. Ist die Polizei dort erst mal auf mich aufmerksam geworden, dann habe ich mir dieses gute Jagdrevier für lange Zeit verscherzt."

„Das ist deine Sache," entgegnete die Halbwüchsige gleichgültig. „Ich habe es dir jedenfalls ausgerichtet."

„Daß das meine Sache ist, weiß ich! Aber deine Sache ist es dann, Carmela heute bis gegen Abend bei euch zu behalten. Denn in der Villa Nazionale, wo ich heute arbeiten will, geht es nicht so leicht und schnell!" In schroffem Tone hatte der Neunjährige zu dem älteren Mädchen gesprochen; und sich zum Gehen wendend, fügte er drohend hinzu: „Und daß ihr der Kleinen ja rechtzeitig und ordentlich zu essen gebt! Wenn du das Kind wieder, so wie neulich, vernachlässigst, kann ich es dir nicht mehr anvertrauen. Dann mag sich dein Vater einen anderen Jungen suchen, der so flott wie ich für ihn arbeitet!" —

Schon bevor Raffaele sein Ziel erreichte, war ihm das Glück günstig. In der Via Santa Catarina kam ihm ein eleganter Herr entgegen; er betrachtete aufmerksam Menschen und Häuser und blieb dann vor der Auslage eines Korallenschnitzers stehen. Harmlos vor sich hinpfeifend näherte sich ihm Raffaele, streifte ihn leicht im Vorübergehen und bog dann sofort in die nächste Seitengasse ein. Niemand hätte bemerken können, wie des Jungen kleine braune Hand blitzschnell in die seitliche Rocktasche des Herrn getaucht war. In einer Hausnische prüfte Raffaele seine Beute. Es war ein bunt gemustertes seidenes Taschentuch, ein Prachtexemplar, wie es ihm nicht oft in die Hände fiel. Und das Glück war ihm weiter hold: am Ziele seiner Wanderung angelangt, nannte er bereits drei tadellose Taschentücher und einen Bleistift mit silberner Hülse sein eigen.

Die Villa (das Wort „Villa" bedeutet hier „Park") Nazionale, jene prächtigen Anlagen am Meeresstrand, waren, wie stets bei schönem Wetter, von zahlreichen Kindern wohlhabender Familien und ihren Wärterinnen bevölkert. Auf einer der Bänke saß ein junges Mädchen, anscheinend auch ein Kinderfräulein, und las eifrig in einem Roman. Neben ihr lag ihr Pombadour, und ein weißes Batisttüchlein schaute lockend daraus hervor.

Vorsichtig schlich sich Raffaele von hinten an die Bank heran. Auf seinen nackten Sohlen ging er mit katzenartigem Geschick, daß auch nicht das leiseste Knirschen des Sandes hörbar wurde. Schon streckte er seine Hand aus, um mit den Fingerspitzen das Tüchlein aus dem Beutel zu ziehen. Doch da besann er sich eines anderen. Sollte er nicht lieber den ganzen Beutel nehmen? Es war das erstemal, daß er zu einem solchen Wagnis schritt. Zwar boten die Fetzen seines Hemdes und die Überreste seines Höschens kein Versteck für einen so großen Gegenstand. Auch hatte ihn ein erfahrener Spitzbube gewarnt, von dem leichten Taschentuchdiebstahl ohne die nötige Ausbildung zu den höheren Stufen dieser Kunst überzugehen; und der Warnung folgend, war es Raffaele auch geglückt, seit zwei Jahren durch sein bedenkliches Gewerbe für sich und das Schwesterchen zu sorgen, ohne mit der Polizei nähere Bekanntschaft zu machen. Doch diese Gelegenheit hier war gar zu verlockend, denn sicher enthielt der Beutel auch die Geldbörse!

Schnell spähte er noch einmal um sich. Niemand war in bedenklicher Nähe als ein Kutscher, der, auf dem Bock einer leeren Equipage sitzend, langsam dahergefahren kam; aber er ließ den Kopf schläfrig auf die Brust hängen und schien ganz ungefährlich. Im nächsten Augenblick hatte Raffaele den Beutel ergriffen und sich zur Flucht gewendet. Da wollte es das Unglück, daß die Bonne zufällig nach ihrem Beutel faßte. Sie griff ins Leere, blickte erschrocken um sich und sah den davoneilenden Jungen.

„Carlo, Carlo, haltet den Dieb!" rief sie, so laut sie konnte, und deutete auf Raffaele.

Da hob der Kutscher den Kopf, begriff sofort die Lage, hieb auf seine Pferde ein und jagte im Galopp hinter dem Fliehenden her.

Schon winkte eine rettende Straßenecke. Aber noch ehe Raffaele den breiten Fahrweg ganz überquert hatte, war ihm der Wagen dicht auf den Fersen. Ein wuchtiger Schlag von dem Vorderhuf eines Pferdes traf seine Wade und schleuderte ihn zu Boden. Sofort stand er wieder auf den Füßen, aber das verletzte Bein versagte ihm den Dienst. Gleich darauf hielt ihn der herkulische Wagenlenker gepackt und schleifte den vergeblich um sich Schlagenden und Beißenden zu der Bank zurück.

Schnell hatte sich ein großer Kreis von elegant gekleideten Kindern und Wärterinnen um den Übeltäter und seinen Häscher gebildet. Neugierig oder schadenfroh blickten sie auf den zerlumpten Jungen, der trotzig und mit zusammengepreßten Lippen auf eine Gelegenheit zur Flucht wartete.

„Natürlich wieder nirgends ein Polizist zu sehen!" jammerte das Kinderfräulein, während es suchend nach allen Seiten ausschaute.

„Sollen wir einen holen?" rief eifrig ein boshafter kleiner Junge mit langen Locken in einem himmelblauen Samtanzuge und wollte sich gleich auf den Weg machen.

„Ja, ja, wir helfen mit suchen!" stimmten andere Kinder ein und hüpften vor Vergnügen über das aufregende Ereignis.

Aber zu Raffaeles Glück ließ die Wärterin des boshaften Kleinen diesen nicht aus ihrer Obhut.

Eine Weile stand man ratlos. Der Kutscher sah sich ängstlich nach seinen Pferden um, die er irgendeinem Eckensteher zu halten gegeben. Und noch immer war kein Polizist zu sehen. Schon wollte sich die Bonne selbst aufmachen, einen zu suchen, da brach Raffaele sein Schweigen.

„Hören Sie mich an, mein Fräulein," begann er nicht unhöflich, aber ohne einen Schatten von Demut in seiner Knabenstimme. „Ich habe ein kleines Schwesterchen, für das ich sorgen muß. Das Kind hat keinen Menschen auf der weiten Welt als mich. Wenn Sie mich einsperren lassen, muß es verhungern."

„Wie das schon lügen kann!" höhnte der Kutscher. Und als er den zögernden Gesichtsausdruck der Bonne wahrnahm, fügte er hinzu: „Lassen Sie sich nur nicht von diesem kleinen Gauner beschwatzen, Fräulein! Wenn das der Herr erführe, würde er uns beide entlassen. Sie wissen, wie streng er gerade in solchen Sachen ist. Lassen Sie sich ja nicht durch die Bitten des Bengel erweichen."

Da sah ihn Raffaele finster an und sagte mit einem wilden Ausdruck in seinem frühreifen und kühnen Gesichtchen: „Gebeten habe ich überhaupt nicht, und Euch am allerwenigsten! Wenn Ihr mich aber einsperren läßt und mein Schwesterchen dadurch zu Schaden kommt, so seid versichert, daß Ihr es mit dem Leben bezahlen müßt, wenn ich erst groß und Mitglied der Camorra geworden bin!"

Der Kutscher brach in ein höhnisches Gelächter aus. „Was? Du willst mir auch noch drohen, du Dreikäsehoch? Ich werde dir gleich —". Er hob die Hand zum Schlage. Aber die jubelnde Stimme des Kleinen im Samtanzuge unterbrach sein Vorhaben.

„Ein Polizist! Dahinten kommt ein Polizist!" schrie das boshafte Kind und war vor Freude kaum noch zu bändigen.

Da trat ein kleines Mädchen aus der Reihe der Kinder und warf sich schluchzend an den Hals der Bonne.

„Mademoiselle! Carlo! Habt ihr denn nicht gehört? Sein kleines Schwesterchen muß verhungern, wenn es ihn nicht mehr hat! Bitte, bitte, laßt ihn doch los, den armen Jungen!" Über ihr von rötlich-braunem Lockenhaar umrahmtes Gesichtchen strömten Tränen, und ihre sanften braunen Augen richteten sich flehend bald auf die Bonne, bald auf den Kutscher.

„Nein, nein, es geht nicht, Kind! Papa würde sehr böse werden, wenn wir das täten."

„Ihr braucht es ja nicht zu Hause zu sagen!" flehte die Kleine.

„Wir dürfen doch nicht lügen," warf Carlo ein. Er hoffte auf eine gute Belohnung von seiten seines Herrn und schien entschlossen, sich diese nicht entgehen zu lassen.

„Aber wenn ihr gar nicht davon redet, ist es doch nicht gelogen!" rief das kleine Mädchen jammernd.

Jetzt hatte der Polizist den Auflauf bemerkt und näherte sich der Gruppe mit schnellen Schritten. Der Kutscher packte sein Opfer fester und schickte sich an, es dem Beamten entgegenzuführen.

Da warf sich die Kleine vor ihm auf die Knie. Laut aufschluchzend rang sie die Hände, und ihr Körper zitterte vor Erregung. „Tut es nicht! Tut es nicht!" schrie sie außer sich. „Sein kleines Schwesterchen muß ja verhungern, wenn es ihn nicht mehr hat! Ich flehe euch an, tut es nicht!"

Da wurde auch der Kutscher weich und warf dem Fräulein einen fragenden Blick zu.

„Sie wird uns am Ende wieder krank vor Aufregung, und dann bekommen wir erst recht Vorwürfe," meinte die Bonne, froh, einen Grund zu haben, dem armen Sünder die Freiheit zu schenken.

„Nun, dann lauf!" Der Kutscher ließ Raffaele los und gab ihm einen Stoß in den Rücken. Der Junge aber maß seinen Häscher mit einem verächtlichen Blick und sagte dann zu seiner kleinen Retterin gewandt mit bewegter Stimme und feierlich erhobenen Hand: „Nie im Leben werde ich dir das vergessen! Das schwöre ich dir!" Dann wandte er sich um und hinkte, so schnell es sein wundes Bein erlaubte, davon.

„Und wehe dir, wenn du dich noch einmal hier blicken läßt! Dann kommst du mir nicht wieder davon!" rief ihm der Kutscher drohend nach.

Aber Raffaele würdigte ihn keines Blickes mehr. Er schleppte sich noch einige hundert Meter weiter und streckte sich dann ermattet auf die breite, niedrige Mauer hin, welche die Strandpromenade gegen das Meer zu begrenzte.

Wenige Minuten später sah er die Equipage im schlanken Trabe davonfahren, dem Landhausviertel des Posilippohügels entgegen. Auf dem Bock saß wieder der Kutscher Carlo und in dem offenen Wagen das Kinderfräulein mit ihrer kleinen Schutzbefohlenen.

*

Die Drohungen des Kutschers schienen jedoch ohne Wirkung auf Raffaele geblieben zu sein, denn am folgenden Tage um die gleiche Zeit begab sich folgendes:

Wieder spielte das kleine Mädchen mit anderen Kindern in den Anlagen. Eine Freundin warf ihr einen Ball zu, sie griff danach und verfehlte ihn; der Ball flog in ein Gebüsch. Die Kleine lief ihm nach und bückte sich nach dem Spielzeug. Da fuhr sie erschrocken zurück, denn wie aus dem Boden gewachsen stand plötzlich Raffaele vor ihr. Aber den Schrei, der sich ihr schon auf die Lippen drängte, unterdrückte sie noch im letzten Augenblick, denn Raffaele hatte zwei Finger der Linken warnend auf seine Lippen gelegt; mit der Rechten aber streckte er seiner kleinen Retterin eine herrliche dunkelrote Weintraube entgegen.

„Hier! Die schenke ich dir; sie ist ganz süß," sagte er in seiner ernsten Art. Und mit komischer Würde und Altklugheit setzte er hinzu: „Du bist ein gutes Kind."

Noch einen Augenblick zögerte die überraschte Kleine. Dann aber, durch den aufrichtigen Ausdruck in den großen schwarzen Augen des Jungen ermutigt, griff sie zu.

„Und nun sag mir noch, wie du heißt", bat Raffaele.

„Ich heiße Lucrezia," erwiderte sie, während der letzte Rest von Befangenheit schwand und ein freundliches Lächeln ihr sanftes Gesichtchen überstrahlte.

„Lucrezia! Lucrezia! Wo bist du denn?" schallte jetzt eine Stimme, und der Kies knirschte unter sich nähernden Tritten.

Verwirrt wendete sich Lucrezia und lief ihrem Fräulein entgegen.

Im gleichen Augenblick war auch Raffaele im Gebüsch verschwunden, um kurz darauf aus einem anderen Versteck hervorzulugen. Da sah er, wie die Bonne heftig auf die Kleine einsprach, und wie diese ihr nur widerstrebend antwortete. Plötzlich aber riß das Fräulein dem Kinde die schöne Traube aus den Händen, schleuderte sie mit einer Gebärde des Ekels in den Straßenstaub und wischte ihrer Schutzbefohlenen und sich selber eifrig und sorgfältig die Finger ab. Dann nahm sie Lucrezia schnell bei der Hand und verließ mit ihr fast fluchtartig diesen Teil der Anlagen.

Raffaele hatte die Fäuste geballt, und ein erschreckend böser Ausdruck war in seine funkelnden Augen getreten. Dann lief er hin, um die schöne Traube aufzuheben und sie seinem Schwesterchen zu bringen; denn der Preis war für ihn ein kleines Vermögen gewesen.

Schon bückte er sich nach der Frucht. Aber plötzlich schien er sich anders zu besinnen. Er richtete sich auf und stieß sie verächtlich mit dem Fuße von sich. In seinen Augen funkelten Tränen; doch er biß die Zähne zusammen, und sie liefen ihm nicht über die Wangen.

Bei der Polizeibehörde herrschte seit kurzem eine Betriebsamkeit, von der sich ein süditalienischer Beamter bisher nichts hatte träumen lassen. Ein neuer Präfekt, ein energischer Norditaliener, war vor einigen Wochen an ihre Spitze berufen worden, um endlich mit dem alten Schlendrian aufzuräumen und auch hierher den fortschrittlichen Geist des neuen Königreichs Italien zu tragen. Denn obwohl Neapel nun schon seit zwei Jahren zu diesem Reiche gehörte, war es mit der öffentlichen Unsicherheit und der Korruption eher schlimmer geworden als besser; und auch hierbei spielte wieder die Camorra eine Hauptrolle.

Die Verbrechergesellschaft hatte seit Garibaldis Einzug die seltsamsten Schicksale durchgemacht. Dem letzten Bourbonenkönig hatte sie, trotz der endlichen Amnestie, sein anfängliches strenges Vorgehen nicht vergessen und sich daher sofort auf die Seite der neuen Regierung geschlagen. Diese aber war, die Sympathie einer so mächtigen Körperschaft hoch einschätzend, auf den sonderbaren Einfall gekommen, auch hier den Teufel mit Beelzebub auszutreiben und die Camorra in den Dienst der Polizei zu stellen. Camorrabezirkschefs wurden zu Polizeikommissaren ernannt, Camorristen zu Polizeiwachtmeistern, Camorralehrlinge zu besoldeten Spitzeln. Der Erfolg war zunächst verblüffend: Selbst in dem Verbrecherwesen zu Hause, gelang es diesen zu Rang und Würde emporgestiegenen Camorristen auch wirklich, eine große Anzahl von Übel-

tätern und Betrügern zu entdecken und der Bestrafung zuzuführen. Bald aber änderte sich das Bild: Den zur Camorra gehörigen Verbrechern und Schmugglern wurde von dieser famosen Polizei kein Haar gekrümmt, sondern nur die unorganisierte lästige „Konkurrenz" verfolgt. Das Endresultat war, daß die Camorra auf dem Gebiete des Verbrechens, des Schmuggels und des Lasters eine Art staatlichen Monopols errang und die Behörden einer Korruption verfielen, die alles bisher Dagewesene in den Schatten stellte. So sah man sich bald gezwungen, die Camorristen schleunigst wieder aus den Reihen der Polizei zu entfernen. Aber der Verbrecherbund hatte sich während seiner „Amtsperiode" eine gründliche Kenntnis der polizeilichen Archive und sonstigen Einrichtungen angeeignet, die für ihn von unschätzbarem Werte waren. Zudem wurde die Camorra nun eine erbitterte Feindin der neuen Regierung, machte im Volke Stimmung für die vertriebene Dynastie, gewann hierdurch wiederum das Wohlwollen und die Hilfe bourbonisch gesinnter Kreise und drang damit bis in die höchsten Gesellschaftsschichten hinauf. So wucherte dieses Krebsgeschwür in Neapels Volkskörper üppiger als je. Da hatte man endlich Alfredo Colnaghi, den energischen norditalienischen Polizeibeamten, nach Neapel berufen, um diesen Augiasstall zu säubern.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod des Batterieführers.

Eine Kriegserzählung aus Siebenbürgen

von Otto Folberth-Mediasch.

Die Sonne ist eine große runde Scheibe und hängt vor ihnen im Morgennebel. Ganz nieder, ganz nahe ist sie, daß man sie greifen kann. Wer jetzt seinem Pferd die Sporen gibt und mitten auf sie zusprengt, wird mit der Mütze ihren feurigen Rand streifen. Blutrot ist dieser Rand und blutrot sein Kern, wie Möß ihn noch niemals sah, ein zähes, dickflüssiges Glühen und Lodern, Wallen und Wehen. Alles, alles andere ringsum verschluckt der weiße Nebel: die verlassenen Gehöfte, die Äcker, die spärlichen Bäume, die irrenden Reiter — nur die blutrote Scheibe verschluckt er nicht.

Langsam schiebt sich die klirrende Karawane durch die nebelweiße Wüste, Welle auf, Welle ab, über die zertretenen Kartoffelfelder der gestrigen Schlacht.

„Halt! Ha—alt!!"

Wer rief aus dem Nebel?

„Hier, in dieser Bodensenke, protzt ihr ab und bauet das Geschütz auf. Verstanden, Möß?" Damit spritzt Gerö, der Nebelreiter, wieder davon.

Langsam, entsetzlich langsam schleichen die Stunden des Wartens. Wann eigentlich ist Gerö abgeritten? Und jetzt hat die Sonne schon längst ihre Scheitelhöhe überschritten und noch keine Nachricht traf von ihm ein. Auch die Telephonisten in der Beobachtung sehen einen Schmarren und können also nichts gescheites melden.

Plötzlich einmal klöhnt der Summer. Man hört ihn zwanzig Schritte weit auf dem stillen Acker, auf dem der Schwarm der Kanoniere sich den Rücken von der Sonne wärmen läßt.

„Hallo Geschützstation!"

„Was gibt's?"

„Eben sichten wir im Vorfeld einen Reiter mit zwei Pferden im scharfen Trab in Richtung auf euch. Es könnte . . ."

„Mit **zwei** Pferden?"

„Ja."

„Und wer könnte es sein? So redet!"

„Meldet dem Herrn Kadetten, es könnte . . . es kann nur Köteles sein."

Wie vom Blitz gerührt fährt Möß empor.

„Und Oberleutnant von Gerö? möchte er fragend schreien, möchte er brüllen wie ein Tier, um seine Gedanken, um seine schlimmsten Befürchtungen zu übertoben. Aber er schreit nicht, er brüllt nicht, er bringt keinen einzigen Laut hervor. Er tritt mit einigen Schritten aus dem Kreis der Mannschaft heraus und wendet sich ab, das Kinn tief auf die Brust gestützt.

*

In zehn Minuten ist Korporal Köteles da und erstattet Meldung.

„Tot? sagst du, tot? Weißt du auch, was du redest, Bursche? — Und wo denn tot, wo?"

„Weit, sehr weit, Herr Kadett." Er zeigt mit einer hoffnungslosen Gebärde nach Osten.

„Höre, Köteles! Kennst du den Weg, kennst du die Stelle?"

„Jawohl, ich kenne sie gut."

„Köteles, wir müssen zu ihm . . . Wer weiß . . . Wir müssen ihn holen."

„Gut, Herr Kadett. Zu zweit, ja, zu zweit können wir ihn schon holen. Wir müssen aber Stangen und Zeltblätter mitnehmen . . ."

Und sie reiten.

Korporal Köteles hat die Zeltblätter vor sich über die Satteltaschen gebunden, die Stangen hält er wie Lanzen im Arm. Eine Halslänge vor dem Kadetten, so trabt er dahin . . . Möß reitet eigentlich nicht. Mechanisch, rein mechanisch bewegen sich seine Schenkel auf und ab. Er denkt auch nichts, er sieht nichts, er sagt nichts, sein Kopf ist schwer wie Blei, droht vornüber auf die Mähne des Pferdes zu sinken.

Nach zwei Stunden ahnt Möß, daß sie gleich an Ort und Stelle sind. Einmal noch, während sie an einem Bildstock, einem verwitterten Steinmal zur Rechten vorbeireiten, sieht er Köteles fragend an.

„Ist es hier?"

„Nein, aber nur noch hundert Schritte weiter. In der Mitte zwischen dem Stein da und dem Rande des Wäldchens. Gerade unter dem Apfelbaum dort."

Dann, dann springt Möß aus dem Sattel und kniet auch schon mit entblößtem Haupt und gefalteten Händen an der Seite seines Herrn und Freundes. Blitzschnell hat er begriffen, daß hier schon längst alles vorbei und vollbracht ist. Der Tote liegt auf dem Rücken im Straßengraben. Er liegt da mit angezogenen Knien und in die Luft greifenden Händen, als habe er sich im letzten Augenblick noch jemandes erwehrt. Seine Augen, seine feuchten Tannenaugen sind jetzt wie grünes kaltes Glas. Seine Kinnlade hängt weit geöffnet herunter. Ameisen krabbeln über seine Stirne. Aus einer Brustwunde, die von einem Stich herrühren könnte, so groß ist sie, ist Blut in seine Kartentasche geronnen, mitten inne zwischen das Zelluloidfenster und das blank gescheuerte Lederblatt. Die Tarnopoler Karte trägt einen großen roten Fleck.

Aus der Zeltbahn und den zwei Stangen hat Köteles eine Tragbahre hergestellt. Das ging noch, wie es ging. Aber schwierig ist es nun, die Tragbahre mit der schaukelnden Last so in die beiden Sättel zu heben, daß sie einen sicheren Halt hat und weder mit dem Kopfende von Engel, noch mit dem Fußende von Cigany heruntergleitet. Sie davor bewahren kann nur einer, der groß ist und die ungewohnte Last den Pferden immer wieder zurechtrückt. Köteles ist groß. Köteles sorgt dafür, daß die Stangen nicht aus den Sätteln gleiten.

Möß schreitet zwischen den nickenden Köpfen der beiden Pferde einher. Links an der Trense führt er Cigany, rechts an der Trense führt er Engel. Er gibt sich Mühe, den Braunen und die Eisenschimmelstute eng zusammenzuhalten. Die Last, die teure Last, die sie tragen, könnte sonst doch noch einmal zwischen ihnen durch zu Boden fallen.

Mit dumpfem, hochklingendem Stiefelschritt, in den nur manchmal leises Sporenklirren hineinzittert, der aber stundenlang umläutet wird von dem unregelmäßigen Klopfen acht harter Pferdehufe — so geht es die endlose, gerade, noch immer tote Straße zurück. Den Weg aus dem Nichts — den Weg wohin? Die Sonne vor ihnen ist längst schon untergegangen.

*

Auf dem gleichen Acker, über dem sie heute morgen blutrot aufging und über den Gerö weither aus dem Nebel rief, soll er begraben werden, so beschließt Möß. Und soll bald begraben werden, sonst kommen morgen die

Fremden und Vorgesetzten, die sich seine Freunde nennen und entführen ihn uns und begraben ihn selber und das hätte er sich sicher nie gewünscht.

Es fehlt nicht viel bis Mitternacht, als der Hufftritt mit der Traglast die Ackermulde hinunterschnobert und sich der Mannschaft nähert, die rings um das verwaiste Geschütz in ihre Mäntel gehüllt liegt, stumm und wach und in bangem Brüten, was das Flimmern der Sterne über ihnen noch alles zu bedeuten habe.

Unweit grast, an kurze Pflöcke gekoppelt, das Pferderudel des Zugs. Jetzt spitzen sie die Ohren und eins aus dem Rudel wiehert, die Träume der Wachenden aufschreckend.

War es der Rappe Gerös?

Und jetzt springt die Mannschaft auf und geht dem Schnobern Engels, das sie erkannt hat, entgegen. Und da steckt einer auch schon eine Sturmlaterne an und trägt sie herbei und jetzt leuchten sie ihm, dem toten Führer, ins starre Gesicht. Und löschen sie wieder und wenden sich ab und lassen Arme und Schultern noch schlaffer und müder hängen als zuvor.

Dann, dann singt das Scheuern der scharfen Spaten durch die Nacht. Lange.

Und als es wieder stille geworden ist und Imre, der treue ungarische Bursche, seinen Herrn in die Grube gebettet hat, genau so, wie dieser gebettet zu sein in unzähligen Feldnächten sich gewünscht hat, tritt Möß vor den dunkeln Schacht und spricht das Vaterunser. Er spricht es laut und stockend. Er hat es noch nie vor einem offenen Grabe gesprochen. Er fühlt, daß er es überhaupt nur zu Ende beten kann, weil er es dem Dunkel, dem alles, alles in sich bergenden Dunkel dieser Nacht anvertraut.

Da zuckt eine helle Lichtgarbe aus dem Geschützrohr auf. Ein Schlag und ein Stoß, als wäre die Kuppel der Sterne zerschellt. Und fauchend verläßt eine schwere Granate den Acker, der das Gebet gehört hat und nun für immer ein Grab bewahren wird.

Die Granate ist auf Befehl des Kadetten mit Zusatzladung auf die weiteste Entfernung gerichtet worden und Korporal Ruschill, der Geschützführer, hat eigenhändig den Abzugshebel gelöst.

Alle fühlen, daß es der Abschied ist. Der Abschied des Geschützes von Gerö. Der Abschied des Fähnleins von Gerö. Vielleicht sogar, wer weiß, der Abschied des Fähnleins vom Geschütz. Es stehen auf einmal so viel Fragen, so viel Fragen vor ihnen auf. Und sie wissen nicht, wer sie beantworten wird, wenn nicht der, der bis jetzt die Klarheit des Lebens um sie schuf.

Noch vernehmen sie nach einer Weile den gedämpften Knall des aufschlagenden Geschosses aus der Unendlichkeit der östlichen Nacht. Fast klingt es wie eine Antwort auf das laute Fragen der Herzen hier. Aber wer kann es deuten?

Noch hören sie, daß auf irgend einer entfernten Steppe die Hunde, von Schuß und Aufschlag aufgescheucht, zu bellen beginnen. Aber lange hält ihr Bellen nicht an. Bald ist es endgültig aus und still.

Wilhelm Busch antwortet.

Auf Anfragen einer Frau L. F. für ein Album.

1. Welche Eigenschaft schätzen Sie an dem Manne? „Hätt' er etwa die Gewohnheit, möglichst häufig die Wahrheit zu sagen, wär's gewiß sehr schätzenswert."
2. Welche von der Frau? „Eine hübsche und gescheidte Frau, die ihre Dienstboten gut behandelt, müßte entzückend sein."
3. Was ist Ihre hervorstechendste Eigenschaft? „Reiselust nach der Grenze des Unfaßbaren."
4. Wie verstehen Sie das Glück? „Irrlicht) darüber der
5. Wie das Unglück? „Sumpf) Nordstern."
6. Wo möchten Sie leben? „Wer wär nicht meist da am liebsten, wo er ungefähr denken kann, was er mag."
7. Was wünschen Sie am sehnlichsten? „Nein, nein! Das sagt er halt nicht."
8. Wer ist in Ihren Augen der erste Dichter, Schauspieler, Musiker und Maler? „Nebst andern vielleicht Homer, Rubens, Mozart. Unter Schauspielern gefälligst jeder."
9. Welches historische Ereignis mißfällt Ihnen am meisten? „Welches hat uns am meisten geschadet?"
10. Welche Fehler finden Sie am verzeihlichsten? — „Mitunter meine eigenen."
11. Lieben Sie das Ideale oder das Reale? „Man lebt und hofft."
12. Was ist am schwersten zu erreichen? „Daß man sich selbst hinter die Schliche kommt."
13. Welchen Rat würden Sie der Frau geben, die Sie lieben? „Mich auch."
14. Welches ist Ihre Lieblingsbeschäftigung? „Siehe oben: hervorstechende Eigenschaft."
15. Welche politische Richtung ist Ihnen am sympathischsten? „Keine."
16. Wie denken Sie über die Ehe? „Wenn alles ehrlich zugeht, sehr hoch."
17. Welches Vergnügen ist Ihnen das liebste? „z. B. rauchen tut er auch gern."
18. Welche Blume, welches Getränk und welche Farbe ziehen Sie vor? „Ja, wann?"
19. Definieren Sie die Liebe? — „Sehnsucht, unbewußt zu Zweit ein Drittes zu bilden, was vielleicht besser ist als man selbst."
20. Definieren Sie die Frau? — „Hauptlockvogel für diese Welt, günstigenfalls auch für die andere."

22. Mai 1892.



Bunte Chronik



Steinzeitskelett gefunden.

Die schon häufig erwähnten Ausgrabungen aus der alten Königspfalz Werla b. Goslar, die unter der Leitung des Goslaer Baurats Dr. Becker erfolgen, führten unlängst zur Aufdeckung eines Hocker-Menschenskeletts, das zur Untersuchung dem Provinzialmuseum in Hannover übergeben wurde. Der Fund wurde von dem Mitarbeiter des Museums, Dr. Scholler, untersucht, nach dessen Mitteilungen das hohe Alter des Skeletts deutlich zu erkennen ist. Die genaue Zeitbestimmung des Skeletts erfolgte durch eine unscheinbare Beigabe, eine zwischen rechtem Arm und Brust gefundene, steinerne Krückennadel. Sie hat einen krückenartigen Kopf, dessen beide Enden in kleine Scheibchen ausgehen, eine Form, die nur in den dänischen Steingräbern oder in Schweizerischen Pfahlbauten vorkommt, und der Zeit um 1000 v. Chr. angehört. Das Skelett soll noch einer sorgfältigen, anthropologischen Untersuchung unterzogen werden. Die Bedeutung des Fundes liegt darin, daß es sich um das erste, in niedersächsischem Boden gefundene Steinzeitskelett handelt.

Meisterbilder werden krank.

Daß nicht nur der komplizierte menschliche Organismus und alle Lebewesen der organischen Natur Krankheiten ausgesetzt sind, sondern auch wertvolle Gegenstände der toten Materie recht „anfällig" sein können, zeigt die kürzlich erschienene Eingabe des Restaurators der städtischen Museen in Newyork, George Robin Saake, an die Bundesregierung. Er weist darauf hin, daß viele Kunstwerke, die in den letzten Jahren aus Europa eingeführt wurden, durch die veränderten klimatischen Verhältnisse starken Schaden gelitten haben. Die Farben und der Firnis der alten Gemälde sind zum großen Teil zersetzt . . . Saake fordert, daß alle Kunstwerke, die nach Amerika eingeführt werden sollen, vor ihrer Freigabe durch den Zoll einer eingehenden Spezialbehandlung unterzogen werden sollen. Er hofft, dadurch die enormen Schäden, besonders der kalifornischen Sammlungen, für die Zukunft unmöglich zu machen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.